

# Ein helles Fenster

von Eva Siewert

aus: Story. Die Monatsschrift der modernen Erzählung 1951 (Jg. 6), Nr. 10, S. 20-23.

Er ging durch die dunklen Trümmerstraßen der großen Stadt. In dieser Stadt stand niemand ihm sonderlich nahe. Er besaß in ihr ein paar Erinnerungen an Jugenderlebnisse, deren Menschen längst in alle Erdteile verstreut waren oder unter der unruhigen Erde lagen, ein paar oberflächliche Freunde, deren er ebenso gut entraten konnte, ein paar Kollegen, die ihm der Zufall beschert hatte, und einen Hund.

Er ging durch die abendlichen Trümmerstraßen und spähte nach hellen Fenstern. Sehr lange mußte er gehen, denn der erste Stadtteil, den er durchquerte, war fast völlig ausgebrannt. Helle Fenster gab es dort nur, weil sie Öffnungen waren, hinter denen der Himmel mit einem fast voll gerundeten Monde stand.

Schließlich verlief er sich in ein Straßendreieck, das aus völlig unversehrten Häusern bestand. Er wußte, daß er in dieser Gegend noch niemals gegangen war, und sie mutete ihn an wie eine ganz fremde Stadt, gleichzeitig geisterhaft und voller abenteuerlicher Lockung und dennoch auch vertraut und freundlich durch die Helligkeit ihrer vielen unbeschädigten Fenster.

Er atmete auf und blickte neugierig an den Flanken der sauberen Häuser empor, die wohlhabend und friedvoll aussahen und fast wie aus einem Bilderbuch seiner Kindertage. Ihn kam die Lust an, in ein ihm ganz unbekanntes Haus hineinzutreten, ein fremdes Treppenhaus emporzusteigen und an einer Tür zu klingeln, deren Namensschild ihm gefiel.

Er tat es. Denn plötzlich fühlte er, daß heute ein Tag war, der über sein ferneres Schicksal zu entscheiden hatte, und seine Sinne füllten sich mit Span-

nung. Er war nicht mehr der Jüngste, aber in eben diesem Augenblick fühlte er sich erregt wie ein Primaner vor seinem ersten ernsthaften Stelldichein und so jung, als läge noch ein ganzes Leben voller Lust und Überraschungen vor ihm.

Das Namensschild, das ihn verlockte, hing im zweiten Stock rechts, war oval und trug in altmodisch verschnörkelten schwarzen Lettern auf weißem Emailgrund die Inschrift: Lebedank – ein Name, der ihm voller Verheißung schien.

Er klingelte herzhaft, neigte schräg das rechte Ohr nach vorn und lauschte auf Schritte. Es dauerte ein paar Sekunden, die ihn endlos dünkten. Dann hörte er einen zaghaften und behutsamen Gang.

Eine leise verschleierte und etwas traurig klingende Stimme fragte von drinnen: „Wer ist da?“

„Ich bin es, öffne!“ sagte er tapfer und legte sehr viel strahlende Selbstverständlichkeit in seinen Ton.

Das wirkte, denn die Tür wurde langsam und vorsichtig eine Spalt breit geöffnet.

„Wer sind Sie?“ fragte die leise Stimme, jetzt ein wenig angstvoll klingend, wieder, und er nahm im Licht der Treppenbeleuchtung nur eben wahr, daß die Frau, die hinter der Tür sprach, sehr dunkel, fast schwarzhaarig sein mußte.

„Aber ich bin es doch, mach doch auf! Laß mich herein!“ sagte er gebieterisch und fügte dann leise, mit vorgestrecktem Kopf, den Fuß fast zwischen den Türspalt drängend, geheimnisvoll hinzu: „Ich werde verfolgt!“

Das hatte ihm ein plötzlich aufgewachter Instinkt eingegeben, denn sein Verstand wußte nichts davon, daß Frauen auf solche Worte reagieren wie die Henne, die sich über ihre Küchlein wirft, wenn der Habicht herabstößt aus den Lüften.

Er hatte Erfolg, die Tür ging auf, und die fremde Frau stand vor ihm in der vollen Beleuchtung der Flurlampe. Sie glich jener andern, die er vor fünfzehn

oder zwanzig Jahren geliebt hatte, zwar nicht wie eine Zwillingsschwester, aber doch mit einer geheimen Ähnlichkeit der Verwandtschaft im Geiste.

Jetzt stand er im schmalen Flur der offenbar nicht allzu großen Wohnung, und ein leiser abgestandener Kartoffelpufferdunst drang auf seine Nase ein, während seine Augen noch damit beschäftigt waren, das Gesicht der Frau zu ergründen, die ihn eingelassen hatte.

„Ich kenne Sie nicht“, sagte sie beharrlich, aber ohne Kälte oder Feindseligkeit. „Warum werden Sie verfolgt und von wem?“

„Ich bin Werner, und du kennst mich genau. Hast mich bloß vergessen nach so vielen Jahren. Wir sind als Kinder immer zusammen Schlittschuhe gelaufen auf dem See im Tiergarten.“

„Sie verwechseln mich. Ich bin nicht hier aufgewachsen“, antwortete die Frau, „auch durfte ich niemals Schlittschuh laufen wegen eines chronischen Bronchialkatarrhs, der mich als Kind keinen Winter ausließ.“ Sie schwieg einen Augenblick, denn sie sah sich zwölfjährig mit einer Brustpackung im Bett liegen und heiße Milch mit Honig trinken. „Wer verfolgt Sie denn?“ fragte sie jetzt nochmals. Sie klammerte sich an diesen Satz, als fürchte sie ein Unglück.

„Mein eigenes Echo verfolgt mich. Wir sind alle so hoffnungslos. Verstehst du das nicht?“ erwiderte er eindringlich und ohne auf das verbindende Du zu verzichten.

„Ja, das verstehe ich“, sagte sie da ganz ruhig, und nun klang ihre Stimme kräftiger, als fühlte sie sich getröstet und gestärkt. „Komm nur herein“, fügte sie hinzu und öffnete die mittlere der auf den schmalen Flur gehenden Türen.

Er trat in ein Wohnzimmer, dessen Behaglichkeit von einer kleinen einfachen Stehlampe ausging. Das Licht fiel auf ein rundes Tischchen, auf dem allerlei bunte Stoffreste, Wollknäuel und Puppenteile lagen.

„Was machst du da?“ fragte er neugierig und wies auf das Durcheinander, obwohl er es ohnehin erraten konnte.

„Ich mache Puppen für einen Kunstgewerbeladen. Setz dich hin und sieh zu!“ sagte sie und blieb selbst bei dem Du, ohne es zu merken.

Er ließ sich in einen Korbsessel fallen, der neben der Lampe stand, und atmete tief und ohne zu reden.

„Ich kann dir gar nichts anbieten“, sprach sie weiter und wühlte stehend unschlüssig in den Flickern auf dem Tisch, „man hat so wenig. Magst du etwas Tee?“

Er antwortete nicht. Er sah auf ihre unruhigen Hände, die klein und feingliedrig waren, Hände, die nicht zupacken und festhalten konnten.

„Bist du immer allein?“ fragte er nach einer Weile.

„Nein, nebenan wohnt noch eine alte Frau“, antwortet sie, „aber die ist fast taub. Und im andern Zimmer – nun, da wohnt eigentlich mein Mann. Aber er ist noch nicht zurück.“

„Fortgegangen? Noch im Büro?“

„Nein, Gefangenschaft. Rußland.“ Sie zuckte die Achseln. „Man weiß gar nicht, ob sie noch leben“, fügte sie hinzu. Es klang ganz unbeteiligt.

Mit demselben Instinkt, der ihn vorhin das richtige Wort finden ließ, ahnte er jetzt, daß sie nicht um den Mann trauerte, sondern in ihm nur eine unabänderliche Gewohnheit vermißte, die jetzt unterbrochen war. Der Mann war nicht da. Nicht nur körperlich kam er abhanden. Er fehlte auch im inneren Gefüge dieses Lebens. Er war verschlossen. Nicht vermißt. Kaum noch erinnert. Man brauchte kaum von ihm zu reden. Wäre er dagewesen, ihre Anteilnahme hätte sich darin erschöpft, diesem Mann Kartoffeln zu kochen, Socken zu flicken und morgen zu sagen: „Es ist kalt heute, nimm den Schal um!“ Es war eine Ehe gewesen, wie zwölf aufs Dutzend gehen.

Seine erregte Knabenneugier von vorhin war verflogen. Statt dessen fühlte er einen tiefen und wohltuenden Frieden in seinen Nerven. Er lehnte sich zu-

rück, streckte die Füße von sich und sagte ruhig: „Ja, es wäre schön, wenn du etwas Tee für uns machen könntest.“

Sie ging sofort aus dem Zimmer, nahm vorher einen Kessel mit Wasser vom Kachelofen neben der Tür und verschwand lautlos.

Er saß im Korbsessel und dachte überhaupt nichts. Es war ganz still im Zimmer jetzt, wo der Kessel auch nicht mehr summte, und es war ganz still unten auf dieser entlegenen Seitenstraße. Es war still in den Räumen nebenan und im Treppenhaus. Er hatte solche Stille lange nicht mehr erlebt. Er konnte sich nicht entsinnen, wann er zum letzten Mal solche Stille mit Bewußtsein empfunden hatte. Eine Stille wie der Tod. Eine Stille wie Narkose. Nein, eine Stille wie Ungeborenen sein. Die Frau aber war das Herz dieser Stille. Diese Stille kam aus ihr in die Sachen, die hier standen. Die Frau war wie ein Mantel, von dem die Zeit abbrann wie Regen. Oder sie war wie eine Decke. Oder wie Watte. Er fühlte sich ganz willenlos. Wie ein hingewehtes Blatt lag er in dem Korbsessel unter der kleinen Stehlampe und starrte auf die Flicker der Puppenarbeit, ohne sie zu sehen.

„Ich gehe nie mehr fort“, sagte er, als die Frau wieder in das Zimmer trat mit einem kleinen Tablett, auf dem sie eine Teekanne, ein Sieb und zwei Tassen trug.

Sie nickte und setzte das Tablett auf das Tischchen. Die Flicker und Puppenteile schob sie ganz leicht ein Stück beiseite.

„Es ist gut so“, sagte sie und schenkte Tee in beide Tassen.